

Privatdetektiv Max Baum, genannt „Die Krabbe“, steckt mitten in einer Krise: Die Auftragslage in der beschaulichen Landsberg-Ammersee-Region lässt zu wünschen übrig, sein Job langweilt ihn und der anstehende 40. Geburtstag scheint ihn direkt in eine Midlife-Crisis zu katapultieren. Als er schließlich erfährt, dass er Vater wird, sieht Max sich gezwungen, sein Leben in den Griff zu kriegen. Etwas muss geschehen. Immerhin: Ein neuer Auftrag hält ihn gerade noch über Wasser. Er soll die Frau eines Golf-Lehrers beschatten, deren Mann eine Affäre vermutet. Ein Routinefall, wie fast alle Fälle, die Max Baum in letzter Zeit zu bearbeiten hatte. Doch als sich herausstellt, dass einer der angesehensten Geschäftsleute der Region in die Affäre verwickelt ist, gewinnt die Geschichte an Brisanz.

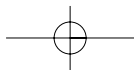
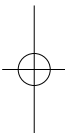
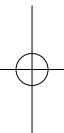
Max Baum sieht plötzlich seine Chance gekommen: Er beschließt, auf seine Weise von dem brisanten Material zu profitieren, das er recherchiert hat. Nur für dieses eine Mal will er von der Ermittler- auf die Täterseite wechseln. So fasst er einen gewagten Plan, bei dessen Ausführung er Grenze um Grenze überschreiten muss.

Baum wird in eine Spirale aus Lügen und Gewalt hineingezogen, die ihn zu verschlingen droht ...

**Markus Ridder** wurde 1971 in der Nähe von Köln geboren. Er lebt in der Landsberg-Ammersee-Region und in München, wo er in der Pressestelle der ProSieben-Sat1-Group arbeitet. Er schreibt Kurzgeschichten und Reportagen für die „Süddeutsche Zeitung“, und „Die Welt“. „Die Krabbe“ ist sein erster Krimi.

Markus Ridder

# Die Krabbe



## 1

Ich hörte das Klirren des Schlüsselbundes über mir und erwachte. Für einen kurzen Moment sah ich verschwommen das offene Gartentor und die Straße dahinter. Ich nahm die Frische des Morgens wahr: den Raps, der in der Blüte stand, den Rauch, der in der Luft hing. Dann, plötzlich, sackte mein Oberkörper zurück. Ich schlug mit dem Hinterkopf auf die Fliesen und war wieder weg. Ich bildete mir ein, sie noch schreien gehört zu haben, aber vielleicht nur deshalb, weil sie mir später davon erzählte, man kann seiner Erinnerung nicht trauen.

Als Nächstes kamen Schläge auf die Wange und ich hörte sie rufen, „Max, mein Schatz, was ist denn los? Max ...? Hörst du mich? Kannst du mich hören ...“ Als ich die Augen wieder öffnete, blickte ich einem fidelen Snoopy entgegen, der über ein rosarotes Dreieck tobte. „Na also, mein Kleiner ... hier oben bin ich, na komm schon!“ Ich ließ meine Augen über den Saum ihres Rocks und ihre weiße Bluse nach oben wandern und sah das vertraute Gesicht: die hohen Wangenknochen, die Kaffee-Crème-farbene Haut, die mandelförmigen, erdbräunen Augen. Sie kniete vor mir, hielt meinen Kopf in der einen Hand und schlug mir mit der anderen auf die Wange.

„Du kannst jetzt aufhören, Kim“, sagte ich.

Weitere mechanische Schläge auf meine Wange.

„Wie du aussiehst, dein Gesicht ...“, sagte sie, „was ist mit dir?“

Ich nahm ihre Hand in die meine; die Schläge auf meine Wange setzten aus.

„Wo warst du die ganze Nacht? Ich hab mir Sorgen gemacht. Kannst du aufstehen?“ Sie zog mich unter den Achseln ins Haus. Ich versuchte zu helfen, indem ich mich vom Boden abstieß und mich über die Schwelle drückte.

Als wir im Haus waren, wurde ich nach oben gezogen, warf einen letzten Blick auf das Gartentor und die Straße, dann fiel die Haustür mit einem lauten Schlag ins Schloss. Das Licht ging

an. In meinen Kopf schienen sich von irgendwoher dünne, spiralförmige Nadeln hineinzubohren.

„Oh Gott, wie du aussiehst, hast du dich ... bist du geschlagen worden?“

Sie drehte mein Gesicht mit beiden Händen in die Richtung des Flurspiegels und blickte gemeinsam mit mir hinein. Mit ihren Händen auf den Ohren sah ich aus wie ein zweiundzwanzigjähriger Raver mit Kopfhörern.

„Ich hab' schon ein paar Mal versucht, dich anzurufen, aber es ging immer nur die Mobilbox dran. Bei Jens ebenso.“ Sie sah ängstlich und erwartungsvoll auf mein Gesicht im Spiegel.

Es sah nicht gut aus: Über einer dicken Oberlippe hatte sich ein krustiges Gerinnsel in der Form eines Cashewkerns gebildet, umgeben von schwarzgrauen Bartstoppeln. Mein rechtes Auge war stark angeschwollen, das Gewebe darunter fühlte sich weich und schaumig an wie ein Push-up-BH. Meine Haare standen vom Hinterkopf ab, glichen indianischem Federschmuck. Auch in dieser Situation konnte ich nicht umhin, meine neuerdings grauen Schläfen zu bemerken.

„Max!“ Die Kopfhörer schüttelten meinen Schädel, als sei er ein defektes elektronisches Gerät.

Es sprang an und sagte: „Ich werde alt, verdammt noch mal, früher hätte ich das alles ...“ – ich musste eine Pause einlegen, das Sprechen strengte unerwartet stark an – „Ich hätte ... hätte ...“ Puh, ich wusste nicht weiter, mir wurde schwummrig, ich musste mich setzen, vielleicht kotzen.

„Komm, wir gehen ins Badezimmer. Hier, geradeaus, dann links ...“

„Ich weiß, wo das Badezimmer ist, verdammt noch mal“, fauchte ich kraftlos, als sie mich mit ihren Unterarmen unter meinen Achseln den Flur entlangschob. Vor der Tür presste sie meinen Oberkörper an ihren, damit sie den linken Arm unter meiner Achseln herauslösen konnte, und öffnete die Badezimmertür. Der nächste Spiegel erwartete mich. Ich stützte mich mit beiden Händen auf dem Waschbecken ab, öffnete den Hahn, warf mir zwei

Hände Wasser ins Gesicht. Kim reichte mir das Handtuch. Ich konnte froh sein, dass ich in einigen Monaten erst vierzig wurde; derjenige, der mich aus dem Spiegel anblickte, musste kurz vor der Einäscherung stehen.

„Es geht schon wieder, 'tschuldigung. Es ist nur, diese Abende mit Jens sind immer so, so ... *exzessiv*. Und dann dieser scheiß Oldtown-Bar-Besitzer! Ich konnte nichts machen. Ich hab nur ein bisschen mit der neuen Kellnerin geredet und der rastet aus. Verdammt, die Kleine ist zwanzig, was denkt der sich? Dass ich ein Kinderficker bin? ... 'tschuldigung.“ Ich ließ das Handtuch auf den Boden gleiten, Kim hob es auf und hängte es an den Haken. „Hey, das geht schon, das musst du nicht, ich mach das schon ...“

Sie blickte mich fragend an.

„Hat einfach zugeschlagen, das Arsch, ich konnt' noch nicht mal die Hände vors Gesicht halten. Das Schwein zeig ich an, soviel ist schon mal sicher.“

„Soll ich dich ins Krankenhaus fahren?“

„Ach Quatsch, so schlimm ist es nicht.“ Ich blickte in den Spiegel und war mir plötzlich gar nicht mehr so sicher. Vielleicht musste die Lippe genäht werden? „Ich werd' ein bisschen Eis drauf tun und dann wird's schon wieder, wirst sehen. Könntest du mir ...“

„Okay, dann fahre ich jetzt mal in die Schule. Ich hab da 'nen Job zu erledigen.“

„Ah ja, sicher, heut ist wieder Schule, klar!“

„Ja, wie fast jeden Tag, du erinnerst dich?“

Sie verließ das Badezimmer, ich hörte, wie sie die Tasche im Flur aufnahm und die Lederriemen über ihre Schulter legte, dann erneut die ins Schloss fallende Tür.

Ich löste mich vom Waschbecken, ging ein paar unsichere Schritte in Richtung Fenster und dann in die Knie. Ich öffnete den Klodeckel und erbrach braune, süßsauer riechende Klümpchen in die Schüssel.

Um halb zwölf stand ich auf. Ich duschte und versuchte, mich so gut es eben ging zu rasieren. Natürlich blieben um das Gerinnsel herum einige Büschel grauschwarzer Haare stehen, sodass es den Eindruck erweckte, als klebte eine pelzige Raupe über meiner Lippe. Mein Auge sah mehr oder weniger unverändert aus, auch wenn sich in die blauviolette Farbe, die es umgab, ein zarter Hauch von Gelb gemischt hatte. Um einen Kontrapunkt zu dem geschundenen Gesicht zu setzen, zog ich meinen besten Anzug an. Auf eine Krawatte verzichtete ich wie immer.

Aus dem Gefrierschrank holte ich mir ein paar Eiswürfel, gab sie in einen Müllbeutel und presste das Ganze auf mein Auge. Um etwas gegen die Kopfschmerzen zu tun, nahm ich zwei Cafı Aspirinas. Ich hatte sie auf einer Recherchereise nach Mexiko vor drei Jahren erhalten. Die Pharmastory war eine der letzten Geschichten, die ich als Wirtschaftsjournalist geschrieben hatte. Der Chef von Bayer de Mexico übergab mir die kleinen Bomben persönlich und versicherte mir: „Die sind so gut, dass sie in Deutschland gar nicht zugelassen sind.“ Mir kann es egal sein, ich habe einen Vorrat, der bis zu meinem Lebensende reichen wird.

Draußen knallte die Sonne. Ich nahm die „Landsberger Nachrichten“ und die „Süddeutsche Zeitung“ aus dem Briefkasten und klemmte sie mir unter die Achsel; mit der freien Hand drückte ich mir den Beutel aufs Gesicht. Zu meiner Linken wogte das grellgelbe Tuch der Rapsfelder bis hinüber zum Waldrand. Aus den Wipfeln der kahlen Fichten kringelten sich graublau Rauchwolken: Feuer, welche die Forstarbeiter entfacht hatten – warum auch immer. Es war dunstig, die Alpen blieben unsichtbar.

Ich schritt durch das Gartentor und ärgerte mich, dass ich mit dem verbliebenen Auge nach meinem Wagen auf der Straße suchen musste. Ich ärgerte mich über mich selbst, denn vor dem Stall hatten wir genug Platz für mindestens zwei Stellplätze. Doch hatte ich die hässlichen Industriesteine, die unser Vorgänger dort verlegt hatte, vergangenen Herbst in einem Anflug

von Heimwerker-Aktionismus herausgebrochen. Ich schüttete mit goldgelbem Sand auf und bestellte eine Palette mit natur-schönen Granitpflasterplatten „Yellow Rusty“ mit gestockter Oberfläche. Doch als es darum ging, diese zu verlegen, wurde das Wetter schlechter und ich konnte mich nicht mehr auf-raffen. Jetzt standen die Pflasterplatten vor dem Stall auf einer Palette wie gestapeltes Knäcke-brot, eingewickelt in eine milchi-gie Plastikfolie und gammelten vor sich hin. Im Herbst, sagte ich zu mir selbst, im Herbst würde ich einen neuen Anlauf un-ternehmen.

Als ich den Citroën DS aufschloss, bemerkte ich einen un-terarmlangen Kratzer an der Tür der Fahrerseite. Er war vor zwei Tagen noch nicht da gewesen – also musste ich ihn mir vergangene Nacht eingehandelt haben. Ich strich mit einer Hand über die Kerbe und beschloss, jetzt nicht weiter darüber nachzudenken – meine Laune war schon so schlecht genug. Ich sagte mir, dass ich froh sein konnte, nachts nicht in eine Poli-zeikontrolle geraten zu sein, sonst hätte ich mir jetzt ein Taxi rufen können.

Ich lenkte den DS mit einer Hand durch Penzing, vorbei am blauweißen Maibaum, dem Jugendzentrum und der kleinen Bib-liothek, bog vor der mit weißen Klöppelgardinen geschmückten Gaststätte Franz scharf rechts ein und ließ mich vom anschlie-ßenden Kreisverkehr auf die Landstraße in Richtung Landsberg ausspucken. Im Westen erstreckte sich der Militärflughafen: lange kartonartige graugesichtige Bauten, ein paar Masten, auf denen sich eigenartige Wabenstrukturen drehten, rote Lichter. Auf der Landebahn herrschte Hochkonjunktur. Kein Wunder bei dem Sonnenschein: Es war Fliegerwetter.

Ich parkte den Wagen hinter der Stadtmauer und schritt die Malteser-Straße hinab ins Zentrum. Mein Arbeitstag begann wie immer im Massimo mit einem Mittagessen. Vor zwei Uhr nachmittags kam ich in letzter Zeit nur noch ins Büro, wenn ich einen konkreten Termin hatte – und das geschah selten. Kim

wusste hiervon nichts, sie lebte in der Illusion, ihr tapferer Ehemann arbeite von früh bis spät und sei deshalb grundsätzlich zu müde für die anstehende Hausarbeit. Tatsächlich erwuchs meine Müdigkeit aus der Last des bleiernen, ereignislosen Alltags, den ich zu schultern hatte. Ja, ich litt unter meiner Untätigkeit. Hätte ich damals gewusst, was in den nächsten Wochen auf mich zukommen würde, dass die Welt sich in eine andere verwandeln würde und ihre Protagonisten gleich mit – ich hätte diese Zeit vielleicht genossen. So aber bestellte ich lustlos einen magenschonenden Gemüseteller bei einer neuen Kellnerin mit einem Gesicht voller Sommersprossen und blätterte antriebslos meine Zeitungen durch.

Ich blieb an keiner Headline hängen, nichts interessierte mich, ich las den Artikel auf der Seite drei der „Süddeutschen“ an, hatte aber schon nach dem dritten Absatz den Namen der Person aus dem ersten Absatz vergessen. Ich schlang das Essen in mich hinein, spülte mit einem schlechten Rotwein nach und verlangte meinen Tee gleichzeitig mit der Rechnung. Da ich das Gefühl hatte, viel zu lange auf Essen, Rechnung und Tee gewartet zu haben, gab ich keinen Cent Trinkgeld. Die Sommersprosse quittierte mit einem Schmolmund, während ich einen lautlosen Rülpsen aus meinen Nasenflügeln entweichen ließ.

Das Eis war schon fast geschmolzen, als ich hinaus auf den Georg-Hellmair-Platz vor die Stadtpfarrkirche trat. Zwar hielt ich mir die Tüte nach wie vor aufs Auge, doch troff das Wasser bereits aus dem Knoten in meinen Ärmel hinein.

Ich ging über die Pflastersteine hinter dem Chor entlang und bog in den Hinteren Anger ein und von dort in die Schulgasse. Mein Büro war in einem ehemaligen Zigarrengeschäft untergebracht, und noch immer hing in den Räumen ein leichter Geruch der Torpedos, Culebras und Robustos, die hier einmal gepafft worden waren.

Das nikotinvergilbte Schaufenster des Tabakladens habe ich



entfernen und durch ein seriöses, spermienweißes Milchglas ersetzen lassen.

*Max Baum. Detektei.*

ist in einer dunkelblauen Serifenschrift eingelassen, darunter meine Telefonnummer, schließlich bin ich aufgrund meiner Ermittlungen zu keinen festen Bürozeiten anzutreffen.

Als ich auf die Detektei zuschritt, fiel mir ein großer, hagerer Kerl auf, der die Auslagen des Geschäfts gleich links neben meinem Büro beäugte. Er trug ein Tweedsakko mit aufgenähten Ellbogenschützern, Jeans, spitze braune Lederschuhe und ein weißes Hemd mit Haifischkragen, aus dem ein blaurotes Tuch herauslugte. Seine Haare waren dunkelblond und fielen bis auf seine Schultern hinab. Als ginge es darum, ein seltenes Natur-schauspiel zu beobachten, blickte er konzentriert in die Auslage des Schusters neben meinem Stadtbüro. Wie ich wusste, befand sich dort nur eine neonrote Leuchte mit der Aufschrift „Meisterbetrieb“.

Es dauerte keine zehn Minuten und er stand vor meinem Schreibtisch. Er blickte mir ins Gesicht, als würde er irgendetwas Bestimmtes zwischen der aufgeplatzten Lippe und dem geschwellenen Auge suchen. Dann räusperte er sich und sagte sehr hochdeutsch: „Ich suche Herrn Baum.“

„Das bin ich“, sagte ich und zeigte auf das leere Thonet-Stühlchen vor dem Schreibtisch.

Er machte einen langen Schritt darauf zu, verharnte kurz und beugte sich dann über die beige Sitzfläche. Er blickte irritiert in meine Richtung, sagte „Äh?“, und hob mit langen Pianisten-fingern den tropfenden Eisbeutel in die Luft, der nun gänzlich zu einer Art Wasserbombe geworden war.

„Oh, verzeihen Sie, daran habe ich nicht gedacht.“

Ich lief um den Schreibtisch herum, und er ließ mir die Tüte unter einem sardonischen Lächeln in beide Hände fallen. Ich wollte sie an einer anderen Stelle deponieren, doch leider fand

ich auf die Schnelle keinen geeigneten Platz im Chaos meines Büros: Ich dekorierte gerade ein wenig um. In letzter Zeit hatte mich die Sehnsucht nach der Ferne wieder gepackt und so wollte ich eine Wand mit selbstgeschossenen Schwarzweißfotografien von Reisen bestücken, die ich in meiner Zeit als Journalist unternommen hatte. Die andere Wand sollte mit primitiven, ebenfalls im Ausland gesammelten Masken geschmückt werden. Sehr weit war ich noch nicht gekommen: Die meisten Bilder standen auf dem Boden und lehnten an der Wand, die Masken lagen Großteils auf der patinierten Arbeitsplatte und auf dem Boden neben einer der geschwungenen Tätzen des im Neo-Renaissance-Stil gehaltenen Schreibtischs. Da ich in der Eile keinen geeigneten Platz für das Beutelchen fand, ging ich hinüber zur Kochnische und legte den Beutel in der Spüle ab.

Erst als ich wieder hinter dem Schreibtisch stand und mich in meinen Ikea-Bürostuhl fallen ließ – ein letztes Relikt aus alten, unzivilisierten Journalistenzeiten –, setzte auch er sich. Kurz huschte ein säuerlicher Ausdruck über sein Gesicht, doch letztlich entschied er sich, versöhnlich die Beine übereinander zu schlagen. Rotblaue Socken (die Farbe seines Halstuchs!) kamen zum Vorschein.

„Herr ...?“, fragte ich.

„Klaproth, Marc-André Klaproth.“

„Was darf ich Ihnen anbieten, Herr Klaproth?“

Er trommelte mit seinen langen Fingern auf sein spitzes Kinn, seine Augen sprangen geckohaft im Quadrat. „Danke. Nein. Nichts im Augenblick.“

„Sicher, dass Sie keinen Tee wollen? Grüner Tee, ich habe mir gerade einen aufgesetzt. Chun Mee, falls Sie sich auskennen. Ich importiere ihn selbst aus China. Nicht die billigste Variante, um zu seinem Tee zu kommen, aber hierzulande bekommen Sie einfach keine Qualität.“

Er winkte ab.

„Grüner Tee ist wie Wein: Sie werden erst mit den Jahren zum Kenner. Aber na ja ...“ Ich stand auf, nahm die Kanne vom

Stövchen und schüttete den ersten Aufguss in das kleine Waschbecken in der Nische des Raums. Dann schaltete ich erneut den Wasserkocher ein. „Die Bitterstoffe“, erklärte ich, als ich mich wieder setzte. „Na dann, schießen Sie mal los“, fügte ich betont lässig an; das Gestelzte seiner Art forderte mich irgendwie heraus.

Er entfaltete seine Beine und zog den Stuhl näher an den Tisch, hob seine Ellbogen wie in einer mechanischen Geste nach oben, offenbar um diese auf der Tischplatte abzustellen. Von dort starrten ihn drei guatemaltekische Holzmasken an, die Spanier mit langen Bärten darstellten. Platz für seine Ellbogen gab es nicht.

Ich lächelte.

Er presste seine Lippen in einer scherzhaften Grimasse zusammen und legte seine Hände auf die dünnen Oberschenkel. „Es geht um meine Frau. Ich habe Grund zur Annahme, dass sie mich betrügt, Herr Baum!“

Ich drückte Ring- und Zeigefinger an die Schläfe und sah ihn fragend an.

„Sie verhält sich in letzter Zeit etwas merkwürdig, würde ich meinen. Es beginnt damit, dass sie ständig Anrufe bekommt, die sie mit *falsch verbunden* quittiert. Ein anderes Mal höre ich sie am Telefon tuscheln – das ist im Grunde nicht ihre Art. Wir hatten nie Geheimnisse voreinander.“

Ironischerweise klingelte gerade in diesem Augenblick mein Handy in der Schublade. „tschuldigung“, sagte ich und zog sie auf. „Jens“ stand auf dem Display. Ich hatte die Sache von gestern Abend schon fast wieder vergessen. Als mich Jens’ Anruf jetzt daran erinnerte, spürte ich augenblicklich wieder eine Spannung um mein geschwollenes Auge. Ich drückte den Anruf weg, legte das Handy zurück in die Schublade und wandte mich Klaproth zu: „Tuscheln am Telefon kann viele Ursachen haben. Vielleicht spricht sie nur mit einer Bekannten über Dinge, die Sie nichts angehen – Frauen machen doch so was, die *beste Freundin* und so ...“

„Natürlich, natürlich“, sagte er und holte Luft. „Wenn es nur bei Telefonaten geblieben wäre, dann ... aber sie kommt auch spät und verspätet nach Hause. Und ihre Erklärungen hierzu sind nichts weniger als fadenscheinig. Im letzten Monat hatte sie gleich drei Mal eine Autopanne! Und natürlich konnte sie mich nicht von unterwegs anrufen: Der Handy-Akku war leer. Drei Mal hintereinander.“

„Zufall?“, fragte ich, um noch einige Details aus ihm herauszulocken.

Er ließ sich nicht lumpen und kam in Fahrt: „Dann ist es sicherlich auch Zufall, dass sie in den vergangenen Wochen alle acht Tage zum Frisör geht, dass sie ihr Parfüm gewechselt und mindestens fünf Kilo abgenommen hat und dass das Budget für ihre Garderobe einen vierstelligen Betrag verschlingt – monatlich!“

„Hmmm“, summte ich, „hört sich verdächtig an. Und wenn Sie sie einfach zur Rede stellen?“

„Ha!“, rief er, ließ seine Absätze auf das Parkett knallen und schlug sich auf die Oberschenkel. „Natürlich habe ich das, aber sie lässt nichts raus. Ihre Wandlungen seien das Normalste von der Welt! Sie erzählt mir etwas davon, dass es nie zu spät sei, sich zu ändern, auch mit dreißig nicht“ – an dieser Stelle zuckte ich leicht zusammen – „und dass sie jahrelang keine Kleider mehr gekauft habe und jetzt einfach etwas nachhole, was ihr *lange gefehlt* habe. Fadenscheinig, sage ich Ihnen, fadenscheinig!“ Er beendete seinen Ausbruch mit einer spastischen Kopfbewegung, offenbar um seine Frisur wieder in Ordnung zu bringen: Die Haare waren ihm in langen Strähnen auf dem schwitzenden Gesicht kleben geblieben.

„Was kann *ich* für Sie tun, Herr Klaproth?“

Er atmete aus, wurde wieder ruhiger: „Sie sind Detektiv, Herr Baum ...“

Der Wasserkocher meldete mit einem *Plock*, dass er fertig war. Ich stand auf, ging hinüber zur Anrichte, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, und bereitete den zweiten Aufguss vor. Ich

ruderte mit den Armen, um ihm zu signalisieren, dass er weiter sprechen solle.

„Sie könnten ... ich weiß nicht, ob solche Tätigkeiten zu Ihrem Aufgabenspektrum als Detektiv gehören, aber wenn es eine Möglichkeit gäbe, meine Frau für einige Tage, sagen wir drei oder vier, zu beobachten, dann wüsste ich endlich, woran ich bin.“

Ich schenkte mir eine erste Tasse Tee ein und stellte die Kanne zurück aufs Stövchen.

„Eine Observation also“, sagte ich, als ich mich gesetzt und die Tasse auf einen letzten freien Fleck auf den Schreibtisch gestellt hatte. „Eigentlich arbeite ich eher im Bereich der Wirtschaftskriminalität, ein Fall wie dieser ... lassen Sie mich einmal sehen.“ Ich klickte mein Outlook auf und gab vor, einen überaus gefüllten Terminkalender zu sondieren. Ich kratzte mich am Kinn, kniff die Augen zusammen, „schwierig“, murmelte ich.

Ich log: Es war keinesfalls schwierig, einen freien Termin zu finden. Bis auf einen einzigen Vormittag hatte ich die gesamte Woche nichts zu tun und die Woche darauf ebenfalls nicht. Auch arbeitete ich keineswegs hauptsächlich im Bereich Wirtschaftskriminalität. Ich hatte gerade *einen* Job in diesem Umfeld: Ich beriet das Sicherheitspersonal des Werkzeugbauers ILTHIS in Kaufering, hatte hier ein Konzept für den Werkchutz erarbeitet. Einmal in der Woche kam ich jetzt zum Controlling in das Büro, das sie mir eigens eingerichtet hatten. Ansonsten verdiente ich mein Geld mit genau diesen Spitzeleien, mit Typen wie Herrn Klaproth hier, die einmal in ihrem Leben die Hilfe eines Detektivs in Anspruch nahmen. Und die keine Ahnung von den Gepflogenheiten des Gewerbes hatten. Und über die Preise.

Ich blickte vom Computer auf: „Sie haben Glück, ich kann den Auftrag übernehmen. Wir müssten sie aber eine komplette Woche observieren, um wirklich Klarheit in dem Fall zu bekommen. Fünfhundert pro Tag plus Spesen.“

Er war einverstanden, die Monatsmiete war gesichert, oder

sagen wir, die Miete des letzten Monats: Mein Konto war zurzeit chronisch überzogen, alle Rücklagen waren geplündert.

Ich ging noch ein paar Einzelheiten mit ihm durch, um einen ungefähren Tagesablauf seiner Frau zu bekommen und versprach, gleich morgen mit den Beobachtungen zu beginnen. Er legte mir eine Karte auf den Tisch und sagte, dass ich ihn unter der angegebenen Adresse jederzeit erreichen könne: Klaproth arbeitete als Golflehrer auf Schloss Igling in Igling. *Verdammt*, dachte ich, *ich hätte tausend am Tag vereinbaren sollen*.

Als er das Büro verließ, zeichnete sich ein dunkler, feuchter Fleck auf dem Hinterteil seiner Hose ab. Ich stand auf, ging hinüber zur Kochnische, goss das übriggebliebene Wasser des Eisbeutels in die Spüle und fühlte mich für einen Augenblick wieder mit der Welt versöhnt.